



Sie waren Helden

In den Achtzigerjahren gewannen ein paar Jugendfußballer aus der westdeutschen Provinz reihenweise Meisterschaften und Pokale. Sie waren Söhne deutscher und türkischer Arbeiter, die Alten im Ort nennen sie bis heute eine goldene Generation. Was ist aus ihnen geworden? Eine Geschichte über Tore, Integration und verpasste Chancen

Von Marc Neller, WELT AM SONNTAG, 17.10.2021

Auch ein Mann von fast zwei Metern, der große Gefühle in seinen kleinen Heimatort gebracht hat, kann verloren wirken. Die Morgensonne hängt noch in den Baumwipfeln, als Markus Dittrich in der Mitte eines weiten Rasenrechtecks steht und sein wettergegerbtes Gesicht zum Himmel richtet.

"Könnte regnen", brummt Dittrich. Seine Stimme klingt belegt, ein Freund hat am Vorabend Geburtstag gefeiert. Dittrich beschließt, sicherheitshalber die Rasensprenger anzustellen. Der Boden unter seinen Füßen ist trocken und hart, der Rasen durchsetzt mit hellbraunen Inseln. Dabei hat die neue Saison erst begonnen. Wenige Augenblicke später verweht der Wind ein gleichmäßiges, lautes Ticken.

Tschick, tschick, tschick.

Ein Klang aus der Vergangenheit, das Begleitgeräusch einer scheinbar endlosen Jugend.

Die Vergangenheit, das ist dieser Platz, 110 Meter lang, 68 Meter breit, Linien aus Flüssigkreide, der Geruch von gemähtem Gras. Das sind Siege und Niederlagen, Glück und Pech, muffige Umkleidekabinen und Eisspray am Spielfeldrand. Das sind Passionsspiele an jedem Wochenende, 90 Minuten verdichtetes Leben.



Es begann vor mehr als 40 Jahren in Erlenbach am Main, bayerische Provinz. Und es ist, als hätte es bis heute nicht ganz aufgehört.

Markus Dittrich ist jetzt 50. Er hat fast sein halbes Leben für den SV Erlenbach gespielt, seit zwei Jahren ist er Platzwart. Die Alten im Sportheim erzählen bis heute von ihm und diesen anderen Jungen, die über Jahre hinweg Meisterschaften und Pokale gewannen, als wäre es ein Naturgesetz. Sie sprechen von einer goldenen Generation und erinnern sich an Talentspäher aus der Ersten und Zweiten Bundesliga.

"Wir waren Freunde", sagt Dittrich. Diese drei Worte fassen für ihn im Grunde alles zusammen. Seine Geschichte und die seiner Mannschaft, die Zeit und die Erfolge von damals. Und etwas, was Politiker im ganzen Land seit Jahren umtreibt. Integration.

Dittrichs Geschichte ist die Geschichte von Millionen Jungen, die in den Achtzigerjahren in einer westdeutschen Kleinstadt zu Männern heranwuchsen. Sein Verein war einer von Tausenden, in denen wie selbstverständlich Gemeinschaft entstand. Allerdings war seine Mannschaft auch das frühe Abbild eines gesellschaftlichen Wandels, das unterschied sie von anderen.

Die alten Mannschaftsfotos zeigen Zukunftshoffnungen in zwei Reihen, anfangs Kinder, später Jugendliche mit Föhnfrisuren, Pilzköpfen, viel Haar über schmalen Gesichtern. Sie tragen weiße Trikots und schwarze Hosen wie die deutsche Nationalmannschaft, und sie tragen die Namen ihrer Zeit. Markus, Michael, Steffen, Erkan, Ibrahim, Sirri.

Anfang der Achtzigerjahre war Erlenbach eine Kleinstadt mit 8000 Einwohnern, einer Schiffswerft und einer Fabrik, die Spezialgarne für die Industrie herstellte. Die Fabrik war der größte Arbeitgeber in der Gegend. Deutschland schaffte sein Wirtschaftswunder nicht alleine, also hatte die Bundesregierung mit mehreren Ländern Gstarbeiterabkommen geschlossen. So waren seit Anfang der Sechzigerjahre Hunderte türkische Männer und Frauen nach Erlenbach gekommen. Es hatte sich herumgesprochen, dass die Fabrik sehr gut zahlte. Der Ausländeranteil in Erlenbach



stieg auf rund 20 Prozent. Die türkischen Väter schickten ihre Söhne in den deutschen Fußballverein, obwohl es auch einen türkischen gab, einen der ersten in Deutschland.

Es sei normal gewesen, dass einige Jugendmannschaften des SV Erlenbach halb aus deutschen, halb aus türkischen Jungen bestanden, sagt der Erlenbacher Bürgermeister heute. Die Trainer von damals schwärmen von einigen außergewöhnlichen Talenten, vor allem aber von einem Zusammenhalt, dessen Selbstverständlichkeit sie verblüffte. Die Spieler erzählen, dass ihre Väter an den Fußball glaubten und an die Zukunft. Sie hofften, dass Erlenbach einmal werde wie die Mannschaft ihrer Söhne. Ein Ort, an dem nicht wichtig war, woher man kam, sondern wohin man wollte.

Im Rückblick sagen die Eltern, diese Zeit habe sich leicht und sorglos angefühlt wie keine davor und keine danach.

Das Ende des Kalten Krieges war noch nicht abzusehen, die Rote-Armee-Fraktion mordete nach wie vor, doch die Probleme der Welt schienen fern, wenn man aus Erlenbach auf sie blickte. Im Radio liefen die frühen Hits von Falco und Nena. Die deutsche Nationalmannschaft war Fußball-Europameister. Ihre Stars waren Toni Schumacher, Karlheinz Förster und Karl-Heinz Rummenigge, Männer, die die längste Zeit ihrer Karriere in einem Verein verbrachten. Und wenn sie spielten, saßen in Erlenbach ein paar Jungen vor dem Fernseher und träumten sich in ihre Zukunft hinein.

Die Frage ist, was aus alledem geworden ist, den Jungen, ihren Hoffnungen und denen ihrer Eltern. Und was aus Erlenbach, ihrer Stadt.

Der Weg in den Profifußball ist eine Lotterie. In den 36 Vereinen der Ersten und Zweiten Bundesliga stehen heute etwa 1000 Spieler unter Vertrag. Auf jeden kommen Zigtausende, die in einem weitverzweigten System aus Amateurligen, Spielklassen und Hobbymannschaften hängen bleiben. Mal entscheiden Talent und Fleiß, mal der Wille oder Launen des Zufalls.



Markus Dittrich humpelt vom Feld, vorbei an einer Werbebande, und sinkt in einen weißen Plastikstuhl auf der Terrasse der Vereinsgaststätte. Seine Knie sind kaputt, "Meniskus, Spätschäden", sagt er. Vor ein paar Tagen erst wurde er mal wieder operiert.

Er war etwa zehn, als sein Trainer ihn zum Vorstopper machte, er war größer als alle anderen und bereit, sich und seine Gegenspieler zu schinden. Wo er war, war der Schmerz nicht weit.

Er war 18 und Automechaniker, als er entschied, in die Fabrik zu gehen. Spezialgarne, schwere Arbeit, Dreischichtbetrieb. Die Jahre vergingen, die Eigentümer und Firmennamen wechselten, Dittrich blieb Dittrich.

Der Fußball und die Arbeit, sagt er, das sei bis heute sein Leben. Wie er es sieht, sind der ergraute Platzwart und der Junge auf den alten Mannschaftsfotos einander sehr ähnlich. Menschen, die ihren Platz im Leben kennen und mögen.

Dittrich sagt, er habe nie ernsthaft von einer großen Zukunft geträumt, von einer Karriere, wie einige seiner Mitspieler. Die Gegenwart war ihm gut genug. Anfangs spielte er Fußball, weil er, ein Scheidungskind, sich aufgehoben fühlte in einer Gruppe von Freunden. Sie trafen sich morgens in der Schule, nachmittags auf dem Bolzplatz oder im Schwimmbad und abends zum Training. Die Lust am Wettkampf und der Siegerstolz, sagt Dittrich, kamen später. Der Fußball war eine Heimat, die erste, die Dittrich sich selbst ausgesucht hatte.

Markus Dittrich ist in einer Arbeitersiedlung aufgewachsen. Er kannte die Türkei nicht, er stellte sie sich vor wie das Viertel mit drei hohen Wohntürmen in seiner Straße, in denen die meisten türkischen Familien in Erlenbach lebten und viele seiner Mitspieler. Sie waren Erlenbacher mit deutschem oder mit türkischem Pass. Der Ausweis, der ihre wahre Identität anzeigte, war ihr Spielerpass, Bayerischer Fußball-Verband.

Dittrich sagt, einige Mitspieler hätten schon als Kinder Fähigkeiten gehabt, die er nie hatte. Sie schienen den Ball mit ihren Füßen zu streicheln, zertrennten mit



scharfen Zuspielen die Verteidigungslinien des Gegners oder dachten, wie Schachspieler, immer ein paar Spielzüge voraus. Dittrich konnte Fußball arbeiten, also arbeitete er. Es war sein Mitgliedsbeitrag.

Dittrich benutzt ein altes Wort, wenn er über seine Jugend spricht. Kameradschaft. Er zählt die Namen seiner Mitspieler auf, Vornamen und Nachnamen. Stellt die Mannschaft noch einmal auf, Torwart, Abwehr, Mittelfeld, Sturm. Erinnert sich an Trainingslager, wichtige Spiele und Meisterschaftsfeiern am Baggersee. Erinnert sich auch, dass ein paar seiner Mitspieler nach den Spielen in Unterhosen unter die Dusche schlichen. Die türkischen Jungen sagten, dass ihr Glaube das verlange, die deutschen sagten nichts.

Plötzlich fängt Dittrich an zu kichern, das Kichern geht in scheuerndes Gelächter über. Ihm ist ein Ritual eingefallen, das sich Jahr für Jahr wiederholte, wenn wichtige Spiele anstanden.

In einigen Wochen, oft kurz vor Ende der Saison, erschien mindestens einer der türkischen Spieler vor einem Spiel nicht am Treffpunkt. Also steuerte einer der Trainer sein Auto in das Viertel mit den Wohntürmen. Auf seinem Rücksitz saßen vier Jungen und wetteten, ob er einen der Väter erweichen würde und welchen. So lernten Dittrich und die anderen, dass der Fastenmonat Ramadan für Muslime eine große Sache sein muss.

An jedem zweiten Wochenende fuhren sie quer durchs Land, in Orte mit fremden Namen, dort verschwanden sie in der Kabine. Manchmal drängten sie sich auf den Platz durch ein Spalier aus Vätern und Zuschauern, die sie als "Türkentruppe" verspotteten. Sie sagen heute, dass sich die Siege auf dem Platz des Gegners auch deshalb oft größer anfühlten. Jedes Tor, jedes gewonnene Spiel eine Genugtuung, die sie enger verband.

Markus Dittrich ist einer der wenigen, die in Erlenbach geblieben sind. Er sagt, es habe ihn nie weggezogen. Er hat seine Freunde, und an einem Ort wie Erlenbach ist die Vergangenheit nie ganz vergangen. Es ist der Grund, warum Dittrich seit zwei



Jahren fast jeden Tag zum Sportplatz fährt, mäht, wässert, Tornetze flickt und Bäume zurückschneidet. Manchmal kommt er morgens vor der Arbeit, manchmal nach Feierabend. Er verlangt kein Geld dafür. "Ich will was zurückgeben", sagt Dittrich. Er hat keine Frau, keine Kinder, also hat er Zeit. Und sein Verein steckt in Schwierigkeiten.

Der SV Erlenbach hat Probleme mit dem Geld, Probleme mit der Vergangenheit, Probleme mit den Problemen. Vor zwei Jahren, nach zwei Abstiegen in Folge, musste er seine Herrenmannschaft vom Spielbetrieb abmelden, mitten in der Saison. Im Jahr 100 nach seiner Gründung bekam er keine elf Spieler mehr zusammen, die bereit waren, an ihren Wochenenden stundenlang durchs Land zu kreuzen, um vor ein paar Dutzend Zuschauern zu kicken. Die alten Erfolge hatten dem Verein genommen, was ihn für Dittrich ausmachte. Das Gefühl von Heimat.

Etwa zwei Jahrzehnte lang hatte der Klub in den höchsten Amateurklassen gespielt, an der Schwelle zum Profifußball. Seine Spieler waren in Erlenbach aufgewachsen, ausgebildet in den eigenen Jugendmannschaften. So brachte er ein paar Bundesligaspieler hervor, Erste und Zweite Liga, und einen deutschen Nationalspieler: Thomas Kroth, heute Manager von Manuel Neuer.

Irgendwann begannen die Vorstände, den Erfolg zu erkaufen. Sie stellten ihre Herrenmannschaft aus Wanderarbeitern des Fußballs zusammen, die nach denselben Regeln spielten wie die großen Stars. Sie kamen und gingen dorthin, wo das Geld war.

In seinem Bürgermeisterbüro im Rathaus sagt Michael Berninger, dass Dittrich und sein Jahrgang die Letzten einer Ära waren. Einer Zeit, in der die Stadt und ihr Fußballverein eins waren und weit über ihren Möglichkeiten spielten. Berninger ist seit mehr als 20 Jahren im Amt, es gibt kaum jemanden, der den SV Erlenbach so gut kennt wie er. Er war selbst Spieler, Trainer, Vorstand. Inzwischen ist er Mitte 60. Mit ihm und anderen Erlenbachern hatte begonnen, was mit Dittrichs Mannschaft zu Ende ging.

"Ich hab mich oft gefragt, was die anderen heute so machen", sagt Dittrich.



Die Suche nach der Mannschaft von damals ist wie ein Puzzle, das man sich Teil für Teil aus Fotos, Archiven und Erinnerungen zusammensetzt. Sie führt zu gut 20 Männern, die als Kinder und Jugendliche miteinander Fußball gespielt haben, manche noch als Erwachsene. Sie wurden mit der Gewissheit erwachsen, dass in Erlenbach ein Christdemokrat im Rathaus sitzt und der SV auch im nächsten Jahr Meister wird.

In einem Gewerbegebiet in der hessischen Provinz ruft ein Mann mit Silbermähne eine seiner Sekretärinnen in sein Büro und bittet sie, einen Anruf für ihn zu erledigen, eilig, ein wichtiger Auftrag. Die Lamellenrollos sind weit heruntergelassen, die Fenster geschlossen. Draußen liegt die Luft schwer wie ein nasses Handtuch über dem Tag.

Als die Sekretärin das Büro verlässt, steht Sirri Haydar vor einem Besprechungstisch, der reinweiß ist wie sein Hemd und lang wie ein Kleinlaster. Handschlag, Begrüßungslächeln, dann kommt Haydar schnell zur Sache, ganz Geschäftsmann. "War eine tolle Zeit damals, sehr wichtig für mein Leben."

Seine Familie stammt aus einer Kleinstadt nahe Pamukkale, Westtürkei, berühmt für seine weiß leuchtenden Kalksteinterrassen. Sein Vater kam 1969 nach Deutschland, nach Erlenbach, die Familie wenig später. Sirri Haydar, 1972 geboren, war der erste von vier Söhnen.

Er spielte Fußball, machte seinen Abschluss an der Realschule, ein Fachabitur, jobbte als Gebäudereiniger, blieb, stieg auf, studierte Maschinenbau, gründete seine erste Firma, heiratete, wurde Vater, gründete zwei weitere Firmen. Er kaufte ein Haus am Rand einer Stadt, die ist wie Erlenbach, eine halbe Autostunde entfernt, hinter seinem Garten nur Felder bis zum Horizont.

Haydars Unternehmen reinigen Hotels und Hochhäuser, sanieren Brücken, verwandeln Höfe und Gärten in Landschaftsparks. Vor seiner Firmenzentrale steht ein feuerroter Porsche 911 mit seinen Initialen auf dem Nummernschild. Auf Fotos im



Internet sieht man ihn Hände schütteln, die Hände von Verbandspräsidenten, Bürgermeistern und Armin Laschet, dem glücklosen Kanzlerkandidaten der CDU.

Haydar sagt, seine Zielstrebigkeit und Geschäftstüchtigkeit verdanke er seinem Vater und dem Fußball. Der Vater glaubte, dass seine Söhne besser sein müssen als alle anderen, wenn sie es in Deutschland zu etwas bringen wollten, in der Schule, auf dem Fußballplatz und später im Leben.

Haydars frühere Mitspieler erzählen, dass der Vater kaum ein Spiel verpasste. Ein schlanker Mann, der mit unbewegter Miene am Spielfeldrand stand, als wäre er einer der Trainer. Sein ältester Sohn, sagen sie, war ein Junge mit rundem Gesicht, der vor den Spielen oft als Erster am Treffpunkt erschien, manchmal eine halbe Stunde zu früh. Einer von drei Brüdern in der Mannschaft, der beste Fußballer. Ein Verteidiger, Linksfuß, der seine Außenbahn hoch und runter rannte, in einer guten Saison 20 Tore schoss und sein unschuldigstes Lächeln für Momente aufzuheben schien, in denen sich sein Gegenspieler mit Schmerzen am Boden wälzte.

"Ich habe lange geglaubt, dass sich eines Tages ein großer Verein melden wird", sagt Haydar. Wenn er nur alles dafür tat.

In seiner Mannschaft gab es einen Stürmer, den alle Rummenigge nannten, stärker und schneller als andere, der Wortführer der türkischen Jungen. Er hatte denselben Traum wie Haydar, verlor aber oft die Nerven und sammelte Ermahnungen, Gelbe und Rote Karten, wie andere Klebebilder für ihre Paninialben. Also, sagt Haydar, habe er sich mehr an den Deutschen orientiert. Seinem Torwart Marc, der schwierige Schüsse fing und auch dann den Überblick behielt, wenn es nicht lief. Dem Michael, defensives Mittelfeld, Ballmagnet, das Zentrum und Uhrwerk der Mannschaft, geschmeidig wie eine Katze, manchmal schwer zu durchschauen wie eine Katze. Und dem Steffen, mal Spielmacher, mal Stürmer, immer Künstler und in der Lage, etwas Unvorhersehbares zu inszenieren.

Haydars Fixpunkte in der Mannschaft waren auch die Fixpunkte der anderen. Seine Erinnerungen an Spieler, Spiele und Zusammenhalt fügen sich nahtlos in ihre.



Manche sind von den Rändern her verblasst wie die alten Mannschaftsfotos, mehr Gefühl als Wirklichkeit. Eher eine Idee, wie es gewesen sein könnte, als wie es tatsächlich war. Einige aber haben ihre Klarheit und Farben behalten.

Haydar sagt, er sehe bis heute Momente, die andere vielleicht übersahen. Er presst die Handflächen zusammen, die Fingerkuppen an die Unterlippe gelegt, und holt die Vergangenheit zurück.

Da ist der Metzger, der vor jedem Auswärtsspiel Brötchen für die lange Fahrt zu ihrem Treffpunkt brachte, Rindersalami für die türkischen Jungen.

Die deutschen Väter am Spielfeldrand, die seinen Namen riefen, seine Tore bejubelten und ihn aufmunterten, wenn ihm etwas misslang.

Der deutsche Mitspieler, der ihn zu seiner Geburtstagsfeier einlud. Schokoladenfondue, Fußball, Kindergelächter. Seine Eltern erzählten schon Wochen vorher allen Nachbarn davon.

"Ich habe mich gewollt gefühlt, ohne Bedingungen", sagt Haydar. Dieses Gefühl blieb ihm, als er mit 17 beschloss, nicht mehr auf den Anruf eines großen Vereins zu warten, und aufhörte.

Haydar sagt, er führe ein ziemlich deutsches Leben. Deutsche Frau, viele deutsche Freunde, deutsche Kleinstadt. An Weihnachten feiere er mit seiner Familie unter einem Tannenbaum, von den Religionen halte er sich fern, ihr Geltungsanspruch schrecke ihn ab. Seine Heimat sei Deutschland, die Türkei ein Land, in dem er gerne Urlaub macht.

Auf dem großen Konferenztisch vibriert eines seiner Handys. Haydar entschuldigt sich, ein Kunde, muss er leider kurz annehmen.

Die bräunlichen Ausschnitte aus der Lokalzeitung lesen sich heute wie Dokumente einer Übermacht. Eine Saison beendete die Mannschaft mit 36:0 Punkten, sie erzielte 186 Tore, ihre Gegner sechs. Einer der Siege, die kaum jemand im Verein vergessen hat, war ein Pokalendspiel gegen die Jugend eines Zweitligisten. Es begann mit einem Elfmeter, Rückstand in der ersten Minute, und wogte 90 Minuten lang hin



und her. Auf jedes Tor folgte der Ausgleich. Am Ende hatte Erlenbach vier Tore geschossen, Aschaffenburg drei. Die Spieler von damals sagen, der Gegner habe die besseren Fußballer gehabt, sie die bessere Mannschaft.

Viele Profifußballer kommentieren nach ihrer Karriere Spiele im Fernsehen, sitzen in Fußballtalkshows und bei wichtigen Spielen in Ehrenlogen im Stadion. So wirken sie daran mit, ihren Heldenstatus zu erhalten und dem Vergessen zu entkommen. Die Jugend und der Amateurfußball aber produzieren keine Legenden, für die sich ein ganzes Land interessiert. Irgendwann ist es wie im Kino, wenn der Abspann läuft und das Licht angeht. Der Zauber des Films wirkt noch nach, aber draußen wartet die Wirklichkeit.

Die Jungen von damals sind heute Arbeiter, Autohändler oder Angestellte einer Kommune, sie sind Krankenhauseelsorger, Unternehmer oder Datenmanager. Manche sind verheiratet, manche geschieden. Es gibt wenige, die nicht mehr auffindbar sind. Einer starb vor zwei Jahren, das Herz, es gab Gerüchte. Einige haben ihr Glück in Erlenbach gesucht wie Markus Dittrich oder in einem Nachbarort, mindestens zwei in der Türkei. Es ist nicht in jedem Fall klar, wer fündig geworden ist.

Der Mann, der sich Rummenigge nannte, füllt zwei längere Telefonate damit zu erklären, wie wenig Zeit er hat. Die meisten anderen denken gerne zurück und sagen wie Haydar, sie hätten Erfahrungen in ihr Leben mitgenommen, die sie zu dem Menschen gemacht haben, der sie sind.

An einem Freitagmorgen erscheint zur verabredeten Zeit ein knitterfreies Gesicht auf dem Computerbildschirm. Steffen Thiel sitzt in seiner Küche, hinter ihm fällt das erste Licht durch helle Vorhänge. Die Jahre haben sein Haar gebleicht, sein Dreitagebart ist silbrig wie Eisenfeilspäne, aber man erkennt noch den Jungen, der er war.

Thiel ist einer derjenigen, an die sich alle Mitspieler erinnern. Er war der Kapitän, der auf dem Platz die Bälle verteilte und Spiele entschied, heute verteilt er



Noten. Er ist Lehrer, Mathematik und Sport, seit etwa 20 Jahren an derselben Schule. Er lebt in Raisting, Oberbayern, Blick auf den Ammersee, Alpenpanorama, verheiratet, zwei Söhne. Vieles aus seiner Zeit in Erlenbach kommt ihm wie eine ferne Episode seines Lebens vor.

"Ich bin jemand, der Dinge schnell abhakt", sagt Thiel. Die besonderen Spiele, besondere Siege, viele seiner Tore, von denen die anderen sprechen, sind für ihn wie von einer Nebelwand verhüllt. Er hat deshalb nach einigen Tagen Bedenkzeit darum gebeten, in einem Videotelefonat über früher zu sprechen. Er sagt, es wäre ihm peinlich, wenn ein Reporter für ein paar dürre Auskünfte aus Berlin anreiste.

Thiels Vater war Spieler in Erlenbach, Spieler in Würzburg, Zweite Bundesliga. Sein Name ist in fast allen Sonderheften erwähnt, die der SV Erlenbach zu einem Jubiläum drucken ließ. Und wer seinen Sohn als Kind und Jugendlichen spielen sah, sah den Beginn einer Karriere, die die des Vaters überstrahlen könnte.

Nach der Jugend blieb Thiel noch eine Weile in Erlenbach, wechselte nach Schweinfurt, größere Ambition, mehr Geld, größere Egos. Er ging nach Würzburg und erfuhr, wie es sich anfühlt, wenn im Stadion 5000 Zuschauer nach einem Tor aufspringen. Volksfeststimmung, Gänsehaut, Gefühle, die sich einbrannten.

Thiel sagt, auch er habe sich einmal vorgestellt, in Stadien aufzulaufen, die er aus der "Sportschau" kannte. Doch mit der Zeit hätten die Vorstellungen des Vaters und der Trainer schwerer auf ihm gelastet. Sie waren größer als seine.

Als Thiel aufhörte, war er 27, im besten Fußballeralter. Zwei Jahre arbeitete er noch als Trainer, dann machte er Schluss. Er sagt, er spiele manchmal Tennis, wann er das letzte Mal gegen einen Ball getreten hat, wisse er nicht. Seine Söhne, noch im Grundschulalter, fingen erst an, sich für Fußball zu interessieren, eigentlich sei ihm das ganz recht. Allerdings wünsche er ihnen eine Erfahrung, die er seiner Kindheit in Erlenbach verdanke und die ihn bis heute begleite.



Wie viele seiner Mitspieler sagt Thiel, ihm sei erst später bewusst geworden, dass ihr Miteinander vielleicht außergewöhnlicher war als ihre Siege. Die Jahre und Entfernungen haben ihre Lebenswege getrennt, trotzdem blieb ihnen mehr als ein paar schöne Erinnerungen.

In einem Erlenbacher Bistro sagt Michael Bein, dass er heute als Datenmanager in einem Energiekonzern im Grunde so arbeitet, wie er früher Fußball gespielt hat. In einem Team, in dem jeder tut, was er am besten kann, und Herkunft eine Möglichkeit ist, die Dinge anders zu betrachten und andere Lösungen für Probleme zu finden.

In der Altstadt eines Nachbarortes zieht Tufan Atmaca eine Verbindungslinie zwischen dem rechten Verteidiger, der er war, und dem Mann, der er ist. Disponent einer Speditionsfirma, Vater eines Lehrers, der deutschen Kindern die deutsche Sprache beibringt. Atmaca sagt, die Geschichte seines Sohnes sage eigentlich alles über ihn und sein Verhältnis zu Deutschland. Er sagt: "Wir hatten Glück", ohne den Fußball und in einer anderen Stadt hätte alles ganz anders kommen können.

In seinem Wohnzimmer in Izmir spricht Erkan Arpak von der vielleicht besten Zeit seines Lebens. Er sei nur deshalb mit seiner Familie in die Türkei gezogen, weil seine Mutter erkrankte und in der Stadt ihrer Kindheit sterben wollte. Arpak schaffte es dort noch in den Kader von Altay Izmir, erste türkische Liga, verletzte sich, wurde Manager einer Autovermietung. Er sagt, er habe lange gebraucht, um in der Türkei heimisch zu werden. Sein Deutsch klingt, als habe es die Jahre unbeschadet überstanden.

Wenn diese und andere Männer davon erzählen, wie eine Fußballmannschaft ihr Leben beeinflusst hat, dann erscheint die Hoffnung der Väter weniger verwegen. Ein paar kickende Kinder, die erst Freundschaften schließen und dann einen kleinen Ort verändern, weil sich ihre Gemeinschaft nach und nach herumspricht und ausbreitet. In ihren Familien, ihrer Nachbarschaft, ihren Schulen. Es ist anders gekommen.



Eine Bahnlinie trennt Erlenbach in zwei Hälften. Die eine schmiegt sich in die grünen Hügel des Spessart. Die andere liegt im Maintal, zwischen dem Fluss, der Garnfabrik und dem Fußballplatz. Ihr Zentrum, das Viertel mit den Wohntürmen, ist ein Kosmos, den inzwischen wenig mit dem Rest der Stadt verbindet. Noch immer leben dort viele türkische Familien. Die Spieler von damals, die in diesem Viertel aufgewachsen sind oder ihre Freunde besuchten, sagen, es sei ihnen fremd geworden.

"Wir waren vor 30 oder 35 Jahren schon einmal weiter", sagt der Bürgermeister. Michael Berninger spricht über das Miteinander in Erlenbach wie im Rest des Landes. Wie er es sieht, war einmal mehr möglich, in Erlenbach auch durch den Fußball. Heute feierten die deutschen und die türkischen Erlenbacher ihre Feste im Ort wie früher, Neujahr, Weinfest und Sommer in der Stadt, Zuckerfest, Opferfest und Tag der Republik, sie blieben aber unter sich. An der Frage, warum es so gekommen ist, denkt Berninger schon lange herum.

Es gibt Sprachkurse in Erlenbach, es gibt eine Gruppe von Frauen, deutschen und türkischen, die regelmäßig miteinander frühstücken, so sind Freundschaften entstanden. Berninger sagt, das seien schöne Erfolge, nur leider zu klein, um etwas für Erlenbach zu bewirken. Er sagt, die Leute hätten sich schon mal mehr für ihre Mitmenschen interessiert als heute, erst recht für andere Kulturen. Und Vereine sind keine Garanten der Gemeinschaft mehr, auf die sich ein Bürgermeister in der deutschen Provinz verlassen kann. Die Menschen arbeiten mehr, sie haben keine Zeit für aufwendige Nebenjobs, die niemand bezahlt. Also werden die Vereine kleiner, unsichtbarer, manche verschwinden ganz.

Der SV Erlenbach hat einen seiner Plätze an Türk Erlenbach verkauft. Zwischen ihren Vereinsheimen liegt ein schmales Waldstück, wenige Hundert Meter und inzwischen doch eine Welt. Sie jagen einander Talente ab.

Die Luft ist kühl geworden, als Sirri Haydar mit einem Glas Wein auf seiner Terrasse sitzt. Er hat nach einem Tag ohne besondere Vorkommnisse die Firma abgeschlossen, ist mit dem Rad nach Hause gefahren und hat mit seiner Frau und den Kindern zu Abend gegessen. Während sich die Dunkelheit über seinen Garten senkt,



sagt Haydar, dass er gerne nach Erlenbach fährt, seine Mutter lebt noch in der alten Wohnung. Allerdings mische sich manchmal ein schales Gefühl unter seine Erinnerungen, wenn er mit dem Auto durch seine Kindheit gleitet.

Auch Haydar sieht, wie der Erlenbacher Bürgermeister, eine verpasste Chance. Er sieht seinen Vater, sieht sich. Die Geschichte seines Vaters, wie Haydar sie erzählt, handelt von einem Mann, der an den Wochenenden seinen beigefarbenen Datsun Coupé mit Kindern füllte, von der Seitenlinie aus seinen Söhnen zusah und zu Hause enttäuscht war, wenn keiner der anderen Väter ihn angesprochen hatte. Sein Vater, sagt Haydar, sei ein Perfektionist gewesen und unzufrieden mit seinem Deutsch. Also wartete er. Auf ein Gespräch, eine Einladung, eine Gelegenheit, der Mann zu sein, der er eigentlich war. So verschwand er allmählich hinter seinen hohen Ansprüchen.

Spät am Abend, nach all den Jahren, sagt Haydar, sein Leben sei mit dem seines Vaters nicht vergleichbar. Aber auch er habe manchmal gewartet, auf Dinge, nach denen er heute fragen würde. Haydar findet Beispiele und Worte dafür, wie kleine Missverständnisse ihn verunsicherten. Eine nicht gestellte Frage. Manche Partys, auf die seine deutschen Kumpels gingen, ohne ihn und ohne böse Absicht, wie sie heute sagen.

Haydar hat die Zweifel hinter sich gelassen. Er sagt, das sei nicht immer leicht gewesen, ohne seine Herkunft abzustreifen. Trotzdem fragt er sich manchmal, warum das mit der Integration eine so komplizierte Sache ist.

Ende Oktober jährt sich zum 60. Mal der Tag, an dem Deutschland und die Türkei ihr Anwerbeabkommen unterschrieben haben. Zwei Seiten Papier und der Zufall haben in Erlenbach ein paar Jungen zusammengebracht. Sie sind in Erlenbach aufgewachsen, haben in Erlenbach Fußball gespielt, wurden Männer, heirateten, viele zogen hinaus ins Leben. Als sie ihre Kindheit in der deutschen Provinz hinter sich ließen wie zigtausend andere im Jahr, nahmen sie die Erfahrungen mit, die ihren Blick auf die Welt geprägt haben.



Steffen Thiel fühlt sich als Lehrer am Ammersee zu Hause. Er sagt, dass der Fußball die Schule war, in der er viel über das Leben gelernt hat. Er denke oft an einen seiner Trainer in Erlenbach, der immer auch den Menschen in seinen Spielern sah. Er hofft, dass seine Söhne und seine Schüler das einmal über ihn sagen werden.

Sirri Haydar plant die Zukunft seiner Firmen. Einer der beiden Brüder, die in seiner Mannschaft spielten, hilft ihm dabei. Der andere hat einen Teppichladen an der türkischen Mittelmeerküste.

Markus Dittrich bleibt sich und seinem Verein treu. Er kümmert sich um ein Stück Rasen, an dem so viele Erinnerungen hängen.

Der SV Erlenbach hat seit einigen Monaten wieder eine Herrenmannschaft. Er fängt neu an, mit Spielern aus Erlenbach, Kreisklasse B, ganz unten.